

Claudine-Alexandrine Guérin de Tencin
Erinnerungen des Comte de Comminge



Edition FONTE
Autorinnen zwischen Barock und Aufklärung

Claudine-Alexandrine Guérin de Tencin

Erinnerungen des Comte de Comminge

Aus dem Französischen
übersetzt von Doris Behrens

Mit einem Nachwort
von Rudolf Behrens

Wehrhahn Verlag

Diese Edition wurde gefördert von



Stiftung zur Förderung des
geisteswissenschaftlichen Nachwuchses

Der Übersetzung liegt die französische Erstausgabe (La Haye 1735), wieder aufgenommen in dem Neudruck Paris: Desjonquères 1996, zugrunde.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de> abrufbar.

1. Auflage 2022
Wehrhahn Verlag
www.wehrhahn-verlag.de
Gestaltung: Wehrhahn Verlag
Druck und Bindung: Sowa, Piaseczno

Alle Rechte vorbehalten
Printed in Europe
© by Wehrhahn Verlag, Hannover
ISBN 978-3-86525-942-4

Inhalt

Erinnerungen des Comte de Comminge	9
Nachwort	69

An den Leser

Dieses Manuskript wurde in den Papieren eines Mannes nach seinem Tod gefunden. Man erkennt auf Anhieb, dass er den Personen falsche Namen gegeben hat und dass diese schlecht gewählt sind. Aber wir haben das Manuskript so wiedergegeben, wie es war und ohne etwas zu verändern. Ansonsten besteht Anlass zu glauben, dass die Ereignisse wahr sind, weil einiges darüber bekannt ist, wie das Manuskript in die Hände dessen geriet, bei dem es gefunden wurde.

Mit keiner anderen Absicht schreibe ich meine Lebenserinnerungen nieder als mit dieser, selbst die geringsten Umstände meiner Unglücksfälle nicht in Vergessenheit geraten zu lassen und sie mir nach Möglichkeit noch tiefer ins Gedächtnis einzuprägen.

Das Haus der Comminge, dem ich entstamme, gehört zu den berühmtesten im Königreich. Mein Urgroßvater, der zwei Söhne hatte, übergab dem Jüngsten Ländereien von beträchtlicher Größe zu Ungunsten des Ältesten und ließ ihn dafür den Namen Marquis de Lussan annehmen. Die freundschaftliche Beziehung der beiden Brüder wurde dadurch nicht beeinträchtigt. Beide wollten sogar ihre Kinder zusammen erziehen lassen. Die gemeinsam genossene Bildung mit dem Ziel, sie eng miteinander zu verbinden, machte sie jedoch beinahe von Beginn an zu Feinden.

Mein Vater, der von dem Marquis de Lussan in seinen Anstrengungen beim Lernen stets übertrffen wurde, empfand Eifersucht, aus der bald Hass wurde; es kam oft zu Streitigkeiten zwischen ihnen, und da stets mein Vater sie vom Zaun brach, war er es, der bestraft wurde. Eines Tages, als er sich beim Verwalter unseres Hauses darüber beklagte, sagte ihm dieser: »Ich werde Ihnen Mittel an die Hand geben, mit denen Sie den Stolz von Monsieur de Lussan brechen können; all seine Güter gehören, weil sie substituiert wurden, eigentlich Ihnen. Ihr Großvater konnte in diesen Handel nicht eingreifen. Wenn Sie aber erst als Herr dem Hause vorstehen«, fügte er hinzu, »wird es Ihnen ein Leichtes sein, Ihr Recht geltend zu machen.«

Durch diesen Hinweis nahm die Entfremdung zwischen meinem Vater und seinem Cousin noch zu. Ihre Streitigkeiten wurden so heftig, dass man gezwungen war, sie voneinander fern zu halten. Es vergingen mehrere Jahre, in denen sie sich

nicht sahen und während derer beide heirateten. Aus der Ehe des Marquis de Lussan ging eine Tochter hervor, in derjenigen meines Vaters kam als einziges Kind ich zur Welt.

Kaum war mein Vater durch den Tod meines Großvaters im Besitz der Güter des Hauses, wollte er von den Ratschlägen, die er in seiner Jugend diesbezüglich erhalten hatte, Gebrauch machen. Er suchte alle Nachweise seiner Rechtsansprüche zusammen und wies mehrere Vorschläge zu einer Einigung zurück. Schließlich strengte er einen Prozess an mit dem Ziel, den Marquis de Lussan um nichts weniger als seinen gesamten Besitz zu bringen. Eine unglückliche Begegnung bei der Jagd machte eine Versöhnung dann ganz und gar unmöglich. Mein Vater, immer noch hitzig und voller Hass, malte seinem Cousin aufs Schlimmste aus, was er mit ihm vorhatte. Der Marquis, von Natur aus eigentlich von sanftem Charakter, konnte nicht anders als ihm entsprechend antworten: sie griffen nach dem Degen. Fortuna stellte sich auf die Seite des Monsieur de Lussan. Er entwaffnete meinen Vater und wollte ihn dazu nötigen, um sein Leben zu bitten: »Es wäre mir verhasst, wenn ich es dir zu verdanken hätte«, sagte mein Vater. »Du verdankst es mir auch gegen deinen Willen«, antwortete Monsieur de Lussan, und während er sich entfernte, warf er ihm seinen Degen zu.

Diese großzügige Geste rührte meinen Vater keineswegs; durch den doppelten Sieg seines Feindes nahm sein Hass auf ihn sogar noch zu, und mit mehr Eifer denn je setzte er seine begonnenen rechtlichen Bemühungen um die Enteignung seines Cousins fort. So standen die Dinge, als ich von den Reisen zurückkehrte, auf die man mich nach Abschluss meiner Studien geschickt hatte.

Wenige Tage nach meiner Ankunft machte der Abt von R..., ein Verwandter meiner Mutter, meinen Vater darauf aufmerksam, dass die Akten, von denen der Erfolg seines Prozesses abhing, in den Archiven der Abtei von R... aufbewahrt wurden, zusammen mit einem Teil der Papiere unseres Hauses, die

während der Bürgerkriege dorthin gebracht worden waren. Allerdings war mein Vater gebeten worden, die Sache unbedingt geheim zu halten und seine Papiere persönlich abzuholen oder aber eine Vertrauensperson zu schicken, der man sie aushändigen könnte.

Sein schlechter Gesundheitszustand zwang ihn, mir den Auftrag zu erteilen. Nachdem er mir sehr ausführlich dessen Bedeutsamkeit dargelegt hatte, sagte er: »Sie werden in höherem Maße für sich selbst als für mich handeln, denn diese Güter werden Ihnen gehören. Aber auch wenn Sie kein persönliches Interesse an Ihrem Besitz haben, halte ich Sie für edel genug, meinen Groll zu teilen und mir zu helfen, die Beleidigungen, denen ich diesbezüglich ausgesetzt worden bin, zu rächen.« Für mich gab es keinen Grund, mich dem Wunsch meines Vaters zu widersetzen, deshalb sicherte ich ihm meinen Gehorsam zu.

Nachdem er mir alle ihm notwendig erscheinenden Instruktionen erteilt hatte, kamen wir überein, dass ich den Namen Marquis de Longaunois annehmen sollte, um in der Abtei, wo mehrere Verwandte Madame de Lussans lebten, jeglichem Verdacht hinsichtlich meiner Person zuvorzukommen. In Begleitung eines alten Bediensteten und meines Kammerdieners brach ich auf. Ich begab mich auf den Weg zur Abtei von R..., und meine Reise war erfolgreich. In den Archiven fand ich die Dokumente, die eindeutig die Substitution in der Erbfolge unseres Hauses belegten. Ich teilte dies meinem Vater schriftlich mit und bat ihn, da ich in der Nähe von Bagnières war, um Erlaubnis, dort die Badesaison verbringen zu dürfen. Der Erfolg meiner Reise machte ihn so glücklich, dass er ohne zu zögern einwilligte.

Dort führte ich mich weiterhin unter dem Namen Marquis de Longaunois ein. Denn um dem Rang eines de Comminge gerecht zu werden, hätte es mehr als meine bescheidene Equipage gebraucht. Schon am Tage nach meiner Ankunft brachte man mich zur Heilquelle. An jenen Orten herrschte Frohsinn,

und mit einer gewissen Freiheit setzte man sich über eine allzu strenge Etikette hinweg. Vom Beginn meines Aufenthalts an hatte ich Zugang zu den Vergnügungen aller Art. Man geleitete mich zum Dîner bei dem Marquis de la Valette, der ein Fest zu Ehren der anwesenden Damen gab. Es waren schon einige eingetroffen, die ich an der Quelle gesehen und denen ich Komplimente gemacht hatte, von denen ich glaubte, sie allen Frauen machen zu müssen. Ich befand mich in der Nähe einer von ihnen, als ich eine wohlgestaltete Dame eintreten sah, gefolgt von einem Mädchen, bei dem sich die vollständige Regelmäßigkeit der Gesichtszüge mit dem Glanz strahlender Jugend verband. So viel Anmut wurde noch hervorgehoben durch ihre ausgeprägte Bescheidenheit: Ich liebte sie vom ersten Augenblick an, und dieser Augenblick entschied über mein ganzes Leben. Meine bisherige Unbeschwertheit war dahin, wie gebannt musste ich der jungen Dame stets folgen und sie betrachten. Sie bemerkte es und errötete. Man schlug vor, spazieren zu gehen, und ich hatte das Vergnügen, dieser liebenswürdigen Person die Hand reichen zu dürfen. Wir waren weit genug vom Rest der Gesellschaft entfernt, damit ich sie ansprechen konnte. Ich aber, der ich wenige Momente zuvor noch ständig die Blicke auf sie geheftet hatte, wagte kaum, die Augenlider zu heben, als wir alleine waren. Bis dahin hatte ich allen Frauen gegenüber im Gespräch mehr zum Ausdruck gebracht als ich fühlte. Nun war ich wahrhaft berührt und konnte doch nur noch schweigen.

Ohne ein einziges Wort miteinander gesprochen zu haben, erreichten wir wieder die Gesellschaft. Man geleitete die Damen nach Hause, und ich schloss mich bei mir ein. Ganz allein musste ich sein, um meine Verwirrung und eine gewisse Freude zu genießen, die, wie ich glaube, den Beginn der Liebe immer begleiten. Unter diesem Eindruck war ich so schüchtern geworden, dass ich es nicht einmal gewagt hatte, nach dem Namen derjenigen zu fragen, in die ich mich verliebt hatte. Mir schien, meine Neugier werde das Geheimnis meines Herzens verraten.

Nachwort

Das Leben der Autorin war so romanesk, wie sie es keiner ihrer Heldinnen zugemutet hätte. Als Verfasserin von Romanen und historischen Darstellungen mit einer strahlenden Reputation als Salomoni e gekrönt, verkörperte Madame de Tencin (1682–1749) eine feste Größe im Kulturbetrieb der Pariser Gesellschaft des frühen 18. Jahrhunderts. Schriftsteller, Künstler und Persönlichkeiten aus Verwaltung, Kirche und Diplomatie gingen bei ihr ein und aus. Ihre Erz hltexte, mit denen sie in die Öffentlichkeit trat, wurden aufmerksam wahrgenommen. Sie standen bald in dem Ruf, die große Welle der Empfindsamkeit mitzuprägen. Das literarische Wirken der Claudine-Alexandrine Guérin, die als »nom de terre« den Zusatz »de Tencin« führte, fügt sich allerdings nicht nahtlos in ihr mondänes Leben ein. Es wirkt auf den ersten Blick wie ein Versuch der Distanznahme gegenüber den bunten und abenteuerlichen Erlebnissen, die den Werdegang der Autorin bestimmt haben. Geprägt wurde ihr Aufstieg zu einer der einflussreichsten Akteurinnen der politischen und diplomatischen Bühne durch die R gence-Zeit (1715 bis 1723). In manche der Turbulenzen dieser Jahre, in denen der junge Ludwig XV. durch Philippe d’Orléans als Regent vertreten wurde, war sie verstrickt. Einige nahmen bei ihr und ihrem Willen zur Macht ihren Ausgang.

Der Eintritt in dieses soziale, politische und ästhetische Labor der Intrigen, Lizenzen und Experimente, das für die Dynamik der Aufkl rungsepoke einen beachtlichen Schub mit sich brachte, war der Autorin nicht in die Wiege gelegt. Erst recht nicht der Erfolg, mit dem sie sich trotz ihrer Herkunft aus dem provinziellen Amtsadel eine solche Reputation erkämpfte, dass

sie körperlich so begehrt und geistig so umschwärmt wie politisch gefürchtet wurde. Dem kometenhaften Aufstieg ging eine lange Phase der biographischen Inkubation voraus. Der in Grenoble geborenen Claudine-Alexandrine wurde vom Vater das Kloster als Ort des sozialen Rückzugs zugewiesen. Die Reichtümer waren für die älteren Geschwister verbraucht, der Bruder Pierre hatte eine theologische Karriere aufgenommen. Nach Jahren der Selbstbescheidung hinter den klösterlichen Mauern gelang ihr mithilfe dieses Bruders, dem späteren Kardinal de Tencin und Rektor der Sorbonne, die Flucht und die päpstliche Revokation ihrer Gelübde. In die besseren Kreise des Pariser Gesellschaftslebens wurde sie durch ihre Schwester, die verheiratete Marie-Angélique de Ferriol eingeführt. Es dauerte nicht lange, bis sich persönlicher Nimbus, familiärer Mythos und tatsächliche strategische Effizienz in der »so schönen wie ruchlosen Kanonikerin«, wie Denis Diderot sie einmal genannt hat, derart verbanden, dass wichtige Ämter in Staat und Kirche nur mit ihrer Zustimmung vergeben wurden. Ohne Eleganz und Spiel ging das nicht vonstatten. Das leichfüßige Leben dieser Zeit basierte nicht zuletzt auf einer volatilen Erotik. Liebschaften, verdeckte, halboffene und offene Liaisons gerieten so zu dem Parkett, auf dem sich Interessen, Ambitionen, Schachzüge sowie Nacht- und Nebelaktionen zu dem verdichteten, was man heute etwas verschachlichend als Personalpolitik versteht.

Madame de Tencin war diesbezüglich nicht zimperlich. Unter ihren amourösen Beziehungen gibt es manche, die das geschichtliche Wissen nur dem Vernehmen nach kennt. Der Regent selbst wird darunter gewesen sein, mit Gewissheit auch der einflussreiche Pariser Kardinal Dubois, über den sie Beziehungen zur Kurie in Rom knüpfte, um das Projekt zu betreiben, das über Jahrzehnte zugleich das Ziel und das Mittel ihres Machtstrebens ausmachte, die Gestaltung der Karriere ihres Bruders. Pierre Guérin de Tencin wäre nicht der geworden, der er wurde – Erzbischof von Embrun, römischer Kardinal, Bot-